

Rezension von: Leidinger, Hannes / Moritz, Verena / Schippler, Berndt: Das Schwarzbuch der Habsburger. Die unrühmliche Geschichte eines Herrschergeschlechts. Mit Vormerkungen v. Gerhard Jagschitz u. Karl Vocelka. Wien: Deuticke 2003. 319 p.

In Wien war damals ein jeder waghalsig, bis auf den Kaiser, der, wenngleich er weinend gebeten wurde, die Wiener nicht allein zu lassen, sich durch die fluchtende Masse drang, mit der Kutsche durch den Rotenturm fuhr und auf der Landstraße entlang der Donau nach Linz floh. Dies vergaßen die Wiener; die Heldentat des Baumeisters aber nicht im geringsten.

So blitzt Kaiser Leopold auf und verzieht sich fluchtartig aus Wien, um das Feld den Beamten, Statthaltern und sonstigen Repräsentanten der Residenz im neuesten ungarischen belletristischen Unternehmen über die Habsburger, in der Romantrilogie *Bruderschaft* von László Márton zu überlassen. [1] Abseits der spezifischen Konstellation der türkischen Besatzung steht diese Perspektivierung symptomatisch für die ungarische Historiografie: Lassen sich in Hinblick auf die Dynastie Gleichförmigkeiten im Wechselspiel von Loyalitäten und Umstürzen herausstellen, so bieten die lokalen Machthaber und verzweigten Regulierungssysteme weit mehr ambivalente, ja paradoxe Stoffe für die Geschichtsschreibung, die jegliche Herrschaftslogik hintertreiben – bis zu einem gewissen Grad. Eben dieses Gefälle von Zentralmacht und örtlicher Effektivität gibt sich vermehrt als Problem von Ansätzen zu erkennen, die gezielt auf den einen oder anderen Aspekt der Darstellung setzen und dabei Jahrhunderte überdauernde Gesetzmäßigkeiten oder raumzeitlich begrenzte Vorfälle der Geschichte mikrologisch hervorkehren. Mártons Roman entschied sich für die Mediogeschichte des 17. Jahrhunderts, wo ungarische David-Gestalten die Beamten-Goliathe des Reichs herausforderten, moniert aber an den wesentlichsten Stellen, dass unser Blick auf die Habsburger stets als Blick nach dem Zweiten Weltkrieg zu verstehen ist, wo die Fragen nach der Kontinuität der Geschichte anders, d.h. die Brüche, die Stillstände, die Personifizierungen und Mechanisierungen bedenkend zu stellen sind.

»Wir haben uns angewöhnt, den Umgang mit Vergangenheit nur auf den Nationalsozialismus zu beziehen, doch auch der Umgang mit unserer habsburgischen Vergangenheit ist ein einäugiger und schlampiger« – ist nun im Geleit von Gerhard Jagschitz zum *Schwarzbuch der Habsburger* zu lesen (p. 7). Und dies bedeutet lediglich einen Beleg unter anderen, die als Begleittexte in mehrerer Hinsicht dem Konzept des Buchs, der Einleitung von Hannes Leidinger und zum guten Schluss der bereits in Kenntnis der ersten Rezeptionswellen gehaltenen Rede von Verena Moritz an der Universität Wien entgegenlaufen. Ohne das in jeder Besprechung auffindbare Täterprofil der AutorInnen des Schwarzbuchs der Habsburger zu wiederholen, kann ein Punkt, bereits den Umschlag des Bandes betreffend, nicht übergangen werden: Die paratextuellen Hinweise auf »jahrzehntelange Versäumnisse der Historikerzunft«, auf übersehene und außer Acht gelassene Aspekte der habsburgischen Geschichte kündigen »eine moderne ganzheitliche Sicht« an, die – später mit Jagschitz' Worten – als Hinterfragung der Dynastiebilder mit Rücksicht auf die »politischen, sozialen und mentalen Realitäten« (p. 7) zu verstehen ist. Leidingers Kapitel *Der Mythos Habsburg – Eine Einleitung* läutet im Abschnitt *Gegenbilder und Bewertungskriterien* eine nahezu gegenläufige Vorgehensweise ein: Die Langfristigkeit der behandelten Prozesse soll als »Selbstverständnis« (p. 22) der Habsburger und ihrer »Ewigkeit beanspruchende[n] Herrschaftsmodelle« (p. 21) sichtbar gemacht werden. Gerade unter dem Aspekt der »Selbstbeschreibung der Dynastie« zeigt sich das eigentliche Novum des Bandes, der die Homologien der Herrschaftspraktiken nicht als a-historische, jegliche lobenswerte und auch gelobte Erneuerungen nivellierende Wiederkehr derselben Lernunfähigkeit nachweist, sondern als Fortdauer von Universalansprüchen und der Überzeugung einer »überzeitlich[n] Mission« (p. 26), die allfälligen Abwandlungen nicht nur zu kontrapunktieren, sondern gar zu überschreiben imstande sind.

Wie konsequent dieses Vorhaben durchgeführt wurde, ist nun Gegenstand der vorliegenden Besprechung. Verena Moritz fasste in ihrem selbstapologetischen Vortrag in Hinblick auf die mangelnde Kontextualisierung der Habsburger unter den Herrscherhäusern Europas [2] den Plan wie folgt zusammen: »Die Habsburger und nicht zuletzt ihr Image – das war unser Thema.« Die argumentative Vorder- und Hintergründigkeit dieses Images als Selbstbeschreibung und Zuschreibung geben eine doppelte Stoßrichtung vor: Zum einen wird die Selbstdefinition der Herrscher entlang konstanter Parolen und Motti organisiert, zum anderen wird eine öfters nicht näher präziserte, den unterschiedlichen Phasen entthobene Überlieferungsge-

schichte thematisiert, der abgesehen von einigen resignativen Erinnerungsfloskeln zumeist den Endpunkt einer wenn möglich noch eifrigeren Überbietung der habsburgischen Selbstdarstellung, die Einlösung der Herrscherträume in Form von undifferenziert nostalgischem Sinnieren schlechthin markiert.

Zwischen diesen Polen der Eigendefinition und Retrospektive bewegen sich die einzelnen Darstellungen in einem äußerst heterogenen Material, dessen Anordnung die zeitgenössischen und in unterschiedlichem Abstand späteren Stimmen vermengt und damit die Raumergreifung von Leitideen veranschaulicht. Dabei scheint besonders relevant zu sein, inwiefern die gelegentlich übertrieben psychologisierend dargestellte persönliche Verantwortung der Herrscher das Bild von den Solostücken der Geschichte in die allgemeine Tradierung von Verhaltensmustern verwandelt, wie etwa Franz Josefs »Hau-Drauf-Mentalität«, die »auch auf seine Befehlshaber« abfärbte (p. 100). Darin liegt auch die besondere Stärke der unter den Herrscherporträts angeführten Überblicke von Berndt Schippler zu Themenfeldern wie Justiz und Zensur, die in verkürzten, von partiellen Vorfällen ausgehenden Bildern die Verselbständigung und Mechanisierung der anderorts personalisierten Herrschaft darlegen.

Die Frage, wer in diesen Einzeldarstellungen zu Wort kommt, bleibt jedoch manchmal ungeklärt: Wo mit direkten Zitaten sowieso folgerichtig gespart wird, wäre nicht nutzlos gewesen, wenigstens die häufigen Hinweise »zit. nach« zu vollständigen Angaben auszuweiten bzw. an mehreren Stellen ein summarisches »vgl.« einzusetzen, das zum Weiterdenken und -lesen effektiver hätte anregen können. Eine Stimme ist dennoch durchgehend zu lokalisieren, nämlich die andeutungsvolle Bekundung historischer Querverweise, die einen impliziten Zusammenhang zwischen der habsburgischen Kriegsführung und dem Zweiten Weltkrieg erstellt, wie es etwa über die doppelt hoch angesetzte Vergeltung der Opfer in den Kriegen angemerkt wird: »Solche Überlegungen ähneln in erschreckender Weise der Denkweise deutscher Kommanden im Zweiten Weltkrieg« (p. 95f.). Die öfters vorkommende Wendung »unvorstellbare Grausamkeit«, der Gegensatz von apokalyptischen Verwüstungen und unerschütterlichem Kaiser kulminiert in der Feststellung: »Was in der Gegenwart juristische Konsequenzen hat, sollte bei der Betrachtung früherer Jahrhunderte zumindest nachdenklich stimmen und vielleicht eine Korrektur des Geschichtsbildes nach sich ziehen.« (p. 90)

Die Zwitterstellung solcher nicht präziser ausgeführten Hinweise zeitigt auch das Problem mit der dem Band zu Grunde gelegten Frage nach der Verantwortlichkeit für die Geschichte. Verena Moritz deutet den einen Extremwert historischer Zuständigkeitserkundung wie folgt an: »Für alles, was den Glanz der habsburgischen Regenten trüben könnte, werden selbstverständlich die Umstände im Allgemeinen und Besonderen zur Verantwortung gezogen; natürlich auch das Ausland.« (p. 128) Dass demnach zumindest die Porträtsammlung eine entgegengesetzte Richtung einschlägt und nach längeren Ausblicken auf den raumzeitlichen Kontext und auf die Nachgeschichte doch in den Grunddispositionen des Herrschers konkludiert, ist auch der Grund für Clemens Ruthners zu Recht geäußerte kritische Anmerkung:

Das größte Manko des Schwarzbuchs bleibt indes seine Fixierung auf Herrscherporträts, die quasi die volkstümlichen Biografien von Brigitte Hamann und Thea Leitner ins Negative verlängern. Was aber wirklich Not täte, wäre eher ein Schwarzbuch der Monarchie selbst – mit einer ausführlichen Institutionenkritik – als das Durchprügeln von Potentaten, deren menschliche und politische Unfähigkeit in vielen Fällen ohnehin bekannt ist.

Die erneute Bestandsaufnahme setzt insgesamt Akzente, die auf eine eher indirekte Weise dem proklamierten Dialogcharakter des Bandes entgegenkommen. Die eingangs zitierte Flucht Leopolds scheint den Angaben zufolge doch in Erinnerung geblieben zu sein, Verena Moritz stellt dennoch etwa zu Beginn der Zerstörung des Franz-Josef-Denkmales fest: »Die Entzauberung des Mythos ›Franz Josef‹ findet statt, nur interessieren will sich niemand so recht dafür.« (p. 228) Da es dabei mitnichten um die Enthüllung des echten Ausmaßes von Folter und Kriegsverlusten geht, wäre dennoch nötig gewesen, die bis zur Schockwirkung gesteigerte Komprimierung der Gräueltaten noch konsequenter aus dem anschwärzenden Konnex von Kindheitstraumata und sonstigen Herrscherneurosen zu heben: Die Verbindung der drei methodisch divergierenden Aspekte, welche die zentrale, lokale und äußere Wirksamkeit der Herrschenden thematisieren, würde die öfters angedeutete Problematik von Kontinuität und Verantwortlichkeit womöglich mit einer noch trostloseren Schattierung versehen, die auf der Farbskala der Skandalbücher nicht mehr zu messen ist.

